



Gabriele KÖGL
VORSTADTHIMMEL

Roman

Wallstein

genug gewesen, niemand wollte sich festlegen, welcher Zahn der Verursacher dieser zermürbenden Schmerzen war.

In mehreren Schritten tastete sich Heinrich an das Problem heran. Er wollte es lösen. Er war sich der Tragweite seiner Entscheidung bewusst, falls es doch der falsche Zahn wäre. Einen gesunden Zahn zu extrahieren, das konnte sich kein Zahnarzt mehr leisten, das sprach sich schnell herum. Es war nicht mehr wie früher, dass die Patienten bei einem Zahnarzt blieben wie bei einem Ehepartner. Die Konkurrenz schlief nicht. Die Konkurrenz arbeitete Tag und Nacht, die Konkurrenz arbeitete hier und sie arbeitete noch billiger in Ungarn, nur eine Stunde entfernt. Aber Heinrich wollte nicht feig sein. Nicht so feig wie die anderen. Er wollte sich nicht vor dieser Entscheidung drücken, er wollte die Frau nicht an Kollegen weiterschicken, aus Angst um seinen guten Ruf. Heinrich tüftelte. Lange starrte er auf das Röntgenbild. Er verglich die verschiedenen Schatten miteinander. Er sah sich die vorangegangenen Behandlungen genau an. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich um einen nichtvitalen Zahn handelte, war größer als umgekehrt. Ein Zahn erkrankt nicht von der Wurzel her. Ein Zahn bekommt zuerst Karies. Bakterien dringen bis zur Wurzel vor, erst dann kommt es zu einer Entzündung. Heinrich sah sich alle behandelten Zähne genau an, er ließ sich Zeit. Danach studierte er jene, die schon eine Wurzelbehandlung hinter sich hatten. Er spürte die Wut der Patientin. Sie wollte, dass Heinrich sie rasch und endgültig von ihren Schmerzen erlöse. Wenn er das nicht könne, solle er doch resignieren, ihr ein starkes Schmerzmittel geben, so wie alle es vor ihm getan hatten und er solle sie endlich weiterschicken, zu einem, der besser wäre als er.

Es gab aber keinen, der besser war als er, da war sich Heinrich ganz sicher. Was er tat, war reine Strategie. Er hatte noch nichts gegen die Schmerzen unternommen, weil er punktuell vorging, er würde exakt nur dort eine Spritze set-

zen, wo er den Übeltäter vermutete. Blieben die Schmerzen, musste die Ursache bei einem anderen Zahn liegen. Ein Restrisiko würde bleiben, wenn die Nerven einmal im ganzen Backenbereich angegriffen waren.

Das Einspritzen war eine Kleinigkeit, die Frau spürte es nicht. Es war wie ein Dammschnitt bei einer Geburt. In seiner Ausbildung zum Facharzt für Allgemeinmedizin hatte Heinrich einige Geburten erlebt. Dieser Druckschmerz war ihm vertraut. Die Druckdolenz ist so gewaltig, dass der Schmerz der Geburt nicht gespürt oder sogar als Erleichterung wahrgenommen wird.

Nach der Sedierung ließ er sich Zeit. Viel Zeit. Er wollte das Nachlassen des Schmerzes kontrollieren. Eine kleine Erleichterung war Heinrich nicht genug. Er ließ die Patientin warten. Er wollte ihre Erleichterung nicht nur hören, er wollte sie auch sehen. Er wollte in ihrem Gesicht, in ihrer Mimik lesen, er wollte die Entspannung in ihren Bewegungen erkennen. Selbst als er die Schmerzen der Frau weggespritzt hatte, zögerte er. Es waren zwei wurzelbehandelte Backenzähne, zwischen denen er die Wahl treffen musste. Er fühlte sich, als müsste er über Leben und Tod siamesischer Zwillinge entscheiden, von denen nur einer überleben kann. Und dieser auch nur um den Preis, dass der andere stirbt.

Was er dann tat, machte er gründlich. Er hatte viel Gefühl, er konnte einen Zahn so lockern, dass er ihn mit einem einzigen Schwung aus dem Kiefer drehte. Er hörte schon am Klang der Drehbewegung, ob es gelingen würde oder nicht. Er hörte, wie glatt es diesmal ging. Heinrich konnte sich über einen perfekt extrahierten Zahn freuen wie ein kleines Kind über den leuchtenden Weihnachtsbaum. Er betrachtete das schöne Stück mit der gelbbraunen Wurzel von allen Seiten. An der rechten hinteren Wurzelspitze sah er einen Eiterklumpen pendeln wie eine winzige Christbaumkugel.

»Da, schauen Sie«, rief er voll Begeisterung, er hielt der Frau ihren Zahn vor die Augen. »Wir haben den richtigen, er wird Ihnen keine Schmerzen mehr bereiten.«

Natürlich würde die Patientin noch Wundschmerzen haben. Es dauert, bis so ein Wundloch verheilt ist. In zwei Stunden würde er es genau wissen. In zwei Stunden würden die Betäubungsspritzen ihre Wirkung verlieren, dann klärte es sich, ob er den Haupttäter oder nur einen kleinen Mittelsmann erwischt hatte.

Nun lag diese Frau wieder hier auf seinem Behandlungstuhl, sie wollte ein Implantat. Sie würde in diesem Leben zu keinem anderen Zahnarzt mehr gehen. Sie würde ihm treu sein wie eine Ehefrau, oder vielleicht noch treuer. Er hatte sie von höllischen Schmerzen erlöst, dafür würde sie ihm dankbar sein bis in alle Ewigkeit. Sie war nicht die einzige. Es gab einige Patientinnen, die ihn liebten, weil er sie so gut behandelt hatte.

Heinrich konnte es so schmerzarm, wie kaum ein anderer. Jahrelang hatte er sich damit beschäftigt, er hatte akribisch nach jenem Punkt im Zahnfleisch gesucht, der am wenigsten empfindlich ist. Er traf ihn fast immer. Er hatte das absolute Gefühl für den schmerzlosen Punkt. Dann wartete er geduldig. Das taten die wenigsten Zahnärzte. Sie wollten Zeit sparen. Schnell, schnell, das Wartezimmer ist voll. Möglichst viele Kassen. Alle müssen durch. Heinrich hatte schon seit längerer Zeit keine großen Kassen mehr. Er konzentrierte sich lieber auf die Technik, die sowieso keine Pflichtversicherung bezahlt. Heinrich nahm sich immer Zeit, er wartete, bis die Spritze ihre volle Wirkung entfaltete. Erst dann spritzte er ausgiebig und mit vielen kleinen Stichen den restlichen Bereich der Nerven ein. Er sparte nicht bei den Mitteln, auch wenn sie teuer waren. Sehr teuer sogar. Aber Heinrich fand, dass es keinen Menschen gibt, der so dankbar

ist und einen Arzt so sehr liebt, wie ein Patient, der von seinen Schmerzen erlöst wurde.

Einmal hatte eine Patientin zu ihm gesagt, sie verstehe nicht, warum man in der Renaissance solch blutrünstige Gräuelbilder gemalt habe, als man die Hölle darstellen wollte. Man könnte glauben, die Maler hätten niemals Zahnschmerzen gehabt.

Frauen sind dankbarer als Männer. Heinrich fragte sich manchmal, warum das so ist. Wahrscheinlich, weil es Männern peinlich ist, Schmerzen zu empfinden, dachte er. Heinrich gab jeder Frau das Gefühl, er behandle sie zärtlicher und liebevoller als es die Situation erforderte. Dann stellten sich Frauen oft die Frage: Warum behandelt er gerade mich so gut?

Heinrich hatte Frauen lieber auf seinem Stuhl als Männer. Aber zwei Frauen gab es, die er nicht gern behandelte, die er am liebsten gar nicht in seine Praxis ließe, die er von seinem Stuhl jagte, wenn er könnte, ein für allemal. Das waren seine Frau und seine Tochter. Ihnen fehlte der nötige Respekt, vor ihm und vor seiner ärztlichen Kunst. Sie jammerten, auch wenn ihnen nichts weh tat, sie stöhnten, sobald sie den Mund aufmachten, sie schrien, sobald er nur einen Zahnspiegel in ihre Nähe brachte. In Wirklichkeit ließen sie ihn ihre Macht spüren. Sie zeigten ihm, wie nahe sie ihm waren. So nahe, dass sie keine Skrupel hatten, sich derartig schlecht zu benehmen, sich aufzuführen, ja ein richtiges Theater zu veranstalten, in einem Stück, das er mit fremden Personen niemals gespielt hätte. Höflich, aber bestimmt hätte er die fremde Person von seinem Stuhl gebeten und weggeschickt. Höflich aber bestimmt hätte er dieser Person gesagt, sie solle den Facharzt einer anderen Sparte aufsuchen, wenn sie an einer Behebung des Zahnproblems nicht ernsthaft interessiert sei.

Der Panther glitt fast lautlos auf seinen samtigen Pfoten dahin. Auch bei diesem Tempo wurde der Diablo seinem Namen gerecht. Wie aus einer anderen Welt kommend, rollte der schwarze Teufel auf dem Asphalt. Aber wenn Heinrich auf die Tube drückte, schoss ihm Pech und Schwefel ein. Dann hob er ab, es blieb nichts zurück als eine feine, rauchige Spur.

Wenn Heinrich nach Hause kam und wenn sich das elektronische Garagentor vor ihm öffnete, hatte er das Gefühl, als wäre er von einem großen Abenteuer zurückgekehrt. Als hätte er im Dickicht des Dschungels gejagt, als wäre er über eine weite Steppe gehetzt. Er fühlte sich glücklich, nach so viel Jagd und Beuteglück, er war zufrieden, er war zu Hause angekommen. Zärtlich strich er dem geflügelten Panther über die Flanke, mit einem leichten Klaps drückte er ihm die Schwinge an den Körper, bevor er sich von ihm trennte, von seinem vierrädrigen Begleiter, den er in diesem edlen Stall zurück ließ. Auto konnte er dieses Wunderwerk der Technik nicht nennen. Wie er sein Haus nicht einfach als Haus bezeichnen konnte, so gelungen wie es war, so perfekt in seiner Gestaltung und Gestalt. In einer der schönsten Gegenden der Stadt hatte er sich diese Villa aus Glas, Beton und Holz bauen lassen. Nach den Prinzipien der Sichtbarkeit des Bauskeletts und in der Ausgestaltung von asketischer Schlichtheit. Besonders die Bauhausarchitekten Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe haben Pate gestanden. Hell, sonnendurchflutet, mit natürlichen Materialien, und zeitgemäß auch ökologisch nachhaltig. Bei diesem Haus wurde an alles gedacht. Jeden Abend fuhr Heinrich in eine andere Welt, wenn sich das automatische Garagentor hinter ihm schloss, wenn sich der Aufgang aus Sichtbeton von der mit Edelholz verkleideten Garage in den Wohnbereich öffnete. Die Garage war in den Wohnbereich integriert. Einen Lamborghini sperrt man nicht weg wie ein Auto, das seine